

Emkomazane.

---

## Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

P. Erasmus Hörner R. M. M.

Eine Spukgeschichte. — Auf einer unserer Missionsstationen trug sich vor mehreren Jahren folgendes zu: Es war in der Winterszeit abends gegen 6 Uhr. Dunkel und still war es bereits geworden rings umher. Freudlich leuchteten am Himmel die vielen Sternlein, von Gottes Vaterliebe zu uns entzündet. Hell flammte in ihrer Mitte das Sternbild des südlichen Kreuzes, gleichsam ein frohes Zeichen für den Sieg des Christentums auch über Afrikas arme, in Heidentum und Sünde so tief versunkene Völker. Einige unserer Missionare saßen eben nach des Tages Last und Arbeit vor ihrer Hütte beisammen und waren in regem Gedankenaustausch über verschiedene Missions- und Seelsorgefragen.

Da bemerkte plötzlich einer von ihnen, wie auf dem nahen Friedhof ein Licht sich hin und her bewegte. Bald war es sichtbar, bald erlosch es wieder. Das war doch seltsam! Sollten es etwa Leichenräuber sein? Es ist nämlich gar nichts ungewöhnliches, daß die Zauberer zu Leichenräubern werden, die Leichen ausgraben, um aus ihnen gewisse Körperteile hinwegzunehmen, die nach ihrer Ansicht eine besondere Zauberkraft haben und die sie dann zu abergläubischen Medizinern verarbeiten.

Nach kurzer Beratung beschlossen die Missionare, mit einander hinzugehen, um die Sache aufzuklären und eventuell so einem Leichenschänder das Handwerk gründlich zu legen. Mit einer Blendlaterne bewaffnet schlichen sie sich im Dunkeln hin zum Friedhof. Dort angekommen, öffneten sie nun die Blendlaterne. Da sahen sie nun ein gar seltsames Bild. Einige Schwarze standen da beisammen, ein Grab war ausgeworfen und daneben lag eine Leiche. Die so plötzlich Ueberraschten hielten ganz erschrocken in ihrer Arbeit inne. Einer der Missionare stellte sie nun zur Rede und forschte sie aus über ihr Vorhaben. Der Mann, der da am Boden lag, war vor 2—3 Tagen hinterrücks ermordet worden. Die Anverwandten wollten ihn aber nicht bei ihrer Hütte beerdigen, da sie fürchteten, der Umtakati (Zauberer) möchte ihn wieder ausgraben, um gewisse Körperteile für seine Zaubermittel zu verwenden. Da hatten sie sich denn untereinander vereinbart, die Leiche bei Nacht und Nebel auf den kathol. Friedhof zu bringen und dort heimlich zu bestatten. Auf dem kathol. Friedhof sind die Leichen sicher vor jeder Schändung, sagen hier die Leute allgemein.

So sieht auch der Heide im kathol. Friedhofe, der von der hl. Kirche in so feierlicher Weise als die Ruhestätte ihrer lieben Kinder eingeweiht wird, etwas Geheimnisvolles, das böse Mächte abhalten wird.

Ein Krankenruf. — Zu spät. — Vor fünf Jahren ungefähr war es, da kam ein Bote zu mir und sagte: „Eine Frau ist erkrankt und bittet um die hl. Taufe.“ Ich fragte zunächst den Boten, wie die Frau heiße und wo sie wohne. Da erklärte mir derselbe, ihre Hütte sei nur etwa eine halbe Stunde von hier entfernt; die Frau sei früher mehrere Jahre in der Missionschule St. Michael gewesen, sei aber nicht getauft worden. Jetzt erinnerte ich mich, von anderen Leuten schon verschiedenes über diese Frau gehört zu haben; persönlich kannte ich sie nicht. Man hatte ihr seinerzeit die Taufe aus guten Gründen verweigert; denn es ist doch schwere Gewissenssache des Missionars, während des lange dauernden Katechumenats den Taufbewerber zu prüfen, ob er gewillt ist und ernstliche Anstrengungen macht auch als Christ

zu leben. Wie richtig der Missionar mit der Verweigerung der hl. Taufe gehandelt hatte, das zeigte sich bald: denn eines schönen Tages war sie von der Missionsstation verschwunden und in einen heidnischen Kraal gegangen. Dort hatte sie bis jetzt als Heidin gelebt.

Da ich wußte, daß die Schwester R. R. diese Frau persönlich genau kannte, ließ ich sie rufen und sagte zu ihr: „Bitte nehmen Sie ein Pferd und reiten Sie zu dieser kranken Frau; sehen Sie nach, wie die Sache steht. Sollte wirklich Gefahr vorhanden sein, so werde ich sofort kommen. Erteilen Sie inzwischen den nötigen Unterricht.“

Die Schwester, die eine sehr gute Reiterin ist, nahm ein lammfrommes Pferd und einen Begleiter mit. Der Weg zur Hütte der Kranken war ganz eben und ohne jegliche Geländeschwierigkeit. 10 Minuten vor der Hütte nun blieb das Pferd auf einmal stehen; alles Antreiben war umsonst, es bockte beharrlich. Auch Peitschenhiebe nützten nichts. Auf einmal bäumte es sich hoch auf und Roß und Reiterin stürzten zu Boden. Die Schwester blieb einige Zeit halb ohnmächtig liegen; das Pferd aber sprang auf und eilte in gestrecktem Galopp zur Missionsstation zurück. Zu gleicher Zeit traf ein zweiter Bote ein, der berichtete, die Kranke sei soeben gestorben.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, die im Missionsleben oftmals zu beobachten ist, daß bei Heiden, die schon einmal in der christlichen Lehre sich unterrichten ließen, dann aber wieder in das Heidentum zurückfielen und dann erst in der Todesstunde, gefoltert von Gewissensbissen, eilends Boten schickten, um noch getauft zu werden, — der Missionar trotz aller Eile doch zu spät kommt. Gott bietet allen Menschen seine Gnade an, welcher Farbe er auch immer ist; der Mensch aber hat einen freien Willen, mit dem er sich für Leben und Tod entscheiden kann.

## Emfomazane.

Von P. Ludwig Tremel, R. M. M.

Emfomazane ist eine Außenstation der ältesten Mariannhiller Missionsstation — Reichenau. Als ich einmal von unserem Hochw. Herrn P. Generalsuperior mit noch einem meiner Confratres zur Erholung nach Reichenau gesandt wurde, hatte ich Gelegenheit, diese idyllisch gelegene Außenstation näher kennen zu lernen.

Es war eines Morgens in aller Frühe. Dunkel war es noch und alles lag noch in stiller Ruhe. Am Himmel flammten die Sternlein in ihrer friedlichen Pracht. Da klopfte es an die Türe; ein Bruder weckte uns aus dem süßen Schlummer und sagte, wir sollten uns reisefertig machen, er saddle unterdessen die Pferde. Bald waren wir fertig und nachdem wir noch eine kurze Besprechung beim Allerheiligsten in der Kirche gemacht hatten, nahmen wir noch schnell ein Frühstück, das der Bruder uns mittlerweile zurechtgerichtet hatte; er meinte lächelnd, wir sollten uns nur tüchtig stärken für den weiten Weg; zur Ausübung unserer verschiedenen Reiterkunststücken mühten wir schon tüchtig beim Zeug sein.

Als wir fertig waren und hinausstraten, da standen schon drei Pferde gefattelt im Hofe. Bei einem wartete bereits P. Sixtus Wittekind, der Superior der Missionsstation, auf uns. Es sollte heute in Emfomazane die hl. Messe gelesen werden und darum mußte P. Superior — wie schon oft — den weiten Morgenritt nüchtern machen. Die beiden anderen waren für meinen Confrater und für mich bestimmt. Sie blickten mit ihren großen Augen allerdings ganz seltsam auf ihre „neuen“ Reiter, gleich als wenn sie sagen wollten: Das kann etwas schön

nes geben. Mein Kollege und ich waren aber jetzt entschlossen, derartige argwöhnische Gedanken Lügen zu strafen und sie im Laufe des Tages vollständig zu zerstreuen.

Esprängen sausten sie jetzt im Hofe herum, jedenfalls vor lauter Freude über diesen Morgen Spaziergang.

Nachdem wir den Fluß Poleta, den die Pferde durchwaten mußten, überschritten hatten, ging es im scharfem



**Königin Maria Theresia** † 8. Februar 1919 auf Schloß Wilbenwarth.

Photograph Rich. Wörsting, Starnberg.

Wie wir in den Sattel stiegen, sahen wir erst noch ein ergößliches Bild. Neben den beiden Stuten, die wir reiten sollten, standen zwei Füllen, die heute das erste mal eine so weite Reise machen sollten. An tollern

Trab querselbein. P. Superior, der vorantritt, war bei der herrschenden Dunkelheit bald aus dem Gesichtsfelde verschwunden; nur von ferne her ertönte noch der dumpfe Fußschlag. Unsere beiden Pferde, anscheinend wenig

holz auf ihre Kletter und weniger überzeugt von deren Geschicklichkeit, rissen auf einmal die „Führung“ an sich und saukten in gestrecktem Galopp dem ersten Pferde nach, sodaß wir es bald eingeholt hatten. In der Dämmerung sahen wir jetzt links von uns auf dem anderen Ufer des Polesa die Schattenumrisse von Kaffernhütten; es war dieses das Kafferndorf bei Reichenau. Eine Stimme rief laut herüber, wer da drüben sei, worauf sich P. Superior eben so laut zu erkennen gab.

Ein herrlicher Anblick war es, als die Morgensonne aufstieg über den Bergen und ihr Licht hinsluten ließ über die Morgenlandschaft und den Morgentau, der zu Millionen Tröpfchen an den Gräsern hing, zu schimmernden Perlen verwandelte. In der Ferne, etwa noch eine Tagereise weit, sah man den gewaltigen Gebirgsstock der Drakensberge, genannt die südafrikanischen Alpen. Ihre höchsten Erhebungen ragen wie zwei Nadelspitzen zum Himmel empor; ewiger Schnee glänzt von dort herab. Jetzt umspielten die ersten Strahlen der Morgen- sonne die Felsenmassen und Schneefelder dieses gewal- tigen Gebirges. Eine weihevollte Stille herrschte rings- um; kein Laut war zu hören, nur einige Vögellein fingen an, ihr Morgenlied zu singen. Keine Menschenseele war zu sehen; allein waren wir auf weiter Flur. Welch er- hebende Gedanken durchziehen da die Seele: Was ist es doch herrliches um das Missionsleben! Fern von der Heimat und fern von den Lieben in der Heimat weist der Missionar hier im Missionslande und eilt Tag für Tag in Ausübung seines schönen, aber auch schweren apo- stolischen Berufes durch dieses Heidenland, Glück und Freude im eigenen Herzen; denn hier hat der Herr der Welten ihm eine zweite Heimat gegeben. Seine heilige Aufgabe ist es, in die Finsternis des Heidentums das Licht des heiligen Glaubens hineinzutragen, Seelen zu gewinnen, die armen Heiden herbeizuführen zu den Gnadenquellen des Heilandes in der heiligen Kirche. All diese Gedanken und die Herrlichkeit der umgebenden Natur müssen die Seele zu einem freudigen Lob- und Dankeslied begeistern, zu einem Lob auf den Herrn und Schöpfer, der die Welt trotz all der Leiden, die die Men- schenkinder heimsuchen, so schön gemacht hat, und zum Dank gegen Gott, der sie auserkoren hat zu einem so er- habenen Berufe.

Witten hinein in diese Gedanken und harmonisch mit ihnen zusammenklingend ertönte auf einmal aus weiter Ferne die helle Stimme einer Glocke. Das liebliche Geläute kam von der schon weit hinter uns lie- genden Missionskirche in Reichenau, wo man eben zum „Engel des Herrn“ läutete. Der frommen Einladung des Glöckchens folgten auch wir, ließen die Pferde lang- sam gehen, entblöhten unsere Häupter und grüßten freu- dig Maria, die Himmelkönigin, die große Helferin und Schützerin des Missionars; sie ist ja die Auspenderin aller Gnaden, die Gott uns Armseligen verleiht. Und mit unserem Gebete vereinigte sich jetzt auch das Gebet so vieler schwarzen Christen in all den Hütten ringsum, die auch ihr Yeti Maria (Begrüßet seist du, Maria) zur Mutter des Heilandes emporjandten.

In dieser weihevollen Stille, die so sehr an Gottes Gegenwart erinnerte und in der das Menschenherz mit Gewalt sich nach oben gezogen fühlte, mußte ich unwill- kürlich an des „Schäfers“ Sonntagslied“ von Uhlard denken:

Das ist der Tag des Herrn!  
Ich bin allein auf weiter Flur!  
Noch eine Morgenglocke nur!  
Nun Stille nah und fern!

Anbetend tute ich hier!  
O' äges Grau'n! Geheimes Weh'n!  
Als knieten viele ungefeh'n  
Und beteten mit mir!  
Der Himmel nah und fern,  
Er ist so klar und feierlich,  
So ganz, als wollt' er öffnen sich!  
Das ist der Tag des Herrn!

Der Weg führte uns in einer hügeligen, Landichaji dahin. Zumeist waren es weite Grasflächen, die sich vor uns ausbreiteten, vereinzelt durchzogen von Baum- gruppen und Strauchwerk. An einer Wegkreuzung gab es einen kleinen Zwischenfall. An meinem Pferde war der Sattelgurt locker geworden und ehe ich noch recht Zeit hatte, über die eventuellen Folgen nachzudenken, begann schon der ganze Sattel an der Seite herabzurutschen und ich mit ihm. Es gelang mir aber doch noch, ganz sanft auf den Boden niederzukommen, indem ich mich an der Mähne festhielt und den Hals des Pferdes fest umklam- merete. Das Pferd, das sonst vor jeder Kleinigkeit scheute, warf zwar erregt den Kopf in die Höhe, warf die Ohren zurück, blieb aber dann doch stehen und schaute nur mit einem spöttischen Seitenblick auf den famosen Reiter. P. Sirtus, der unterdessen schon weit vorausgeeilt war, kam nunmehr wieder zurück und half meinem Gefährten und mir, das Pferd wieder „reitsfähig“ zu machen.

Neberaus ergötzlich war es, während des ganzen Rit- tes die zwei Küllen zu beobachten, die den beiden Stuten folgten. Bald waren sie vor uns, bald hinter uns, bald ging es wieder in gestrecktem Galopp querfeldein. Bald bäumten sie sich gegeneinander hoch auf, um dann gleich wieder einander im Galopp nachzujagen.

Nach ungefähr vierstündigem Ritte gelangten wir wieder in eine kleine Talenklung zwischen zwei Hügeln. Als wir diese durchschritten hatten, lag vor uns etwa noch eine Viertelstunde entfernt das Ziel unserer Reise. Die Pferde schlugen nun von selbst ein erhöhtes Tempo an; sie sehten sich auch darnach, ihrer Reiter los zu werden. In wenigen Minuten waren wir am Ziele.

Am Bergeshang, fast schon im Tale, liegt das traute Missionskirchlein, arm zwar, aber sauber und nett. Es besteht aus vier Lehmwänden, die weiß getüncht sind und in die Fenster eingebaut sind. Ein weites, dickes Strohdach überdeckt das Ganze; vom Giebel grüßt ein großes Holz- kreuz. So steht dieses Kirchlein da als ein Reichen des Triumphes unseres Heilandes mitten im Heidenland. Arm ist es in den Augen der Menschen, aber reich in den Augen Gottes; denn „an dieser Stätte werde ich Frieden spenden, spricht der Herr der Heerscharen.“ Apg. 2, 3. Ein kleiner Hofenplatz erstreckt sich um das Kirchlein; er ist mit einem Stachelbractzaun umfriedet. Das ganze Tal ist ringsum umsäumt von Bergen, gleich als wollten sie dieses stille, friedliche Gottesheiligtum mit einem festen Schutzwall umgeben. Ganz in der Nähe der Kapelle, einige Schritte den Bergeshang hinauf, liegt ein Dörfchen mit etwa einem Dutzend Hütten von Eingebornen. Diese Hütten sind hier nicht in der bienen- forbartigen Form wie gewöhnlich hergestellt, sondern sie bestehen aus einer runden Lehmumauer, die mit einem spitzen Strohdach gedeckt ist. Aus allen Hütten stieg ein weißlicher Rauch empor, ein Zeichen, daß man gerade am Kochen war. Als dann die Nachricht von der An- kunft des Missionars sich verbreitete, verschwand auf einmal überall der Rauch; man stellte wohl das Feuer und die Kocherei ein; denn alles rüstete sich nunmehr zum Kirchgang.

Wir ritten in den Vorplatz hinein; der Katechist kam uns schon entgegen und begrüßte uns auf das herzlichste.

Wir stiegen ab und fattelten die Pferde ab. Bald hätte es da noch ein kleines Unglück gegeben. Das Pferd nämlich, das die Messutenjilien zu tragen hatte, warf beim Abfattern auf einmal den Sattel ab und rannte hinweg. Zum Glück war das Gläschen mit dem Messwein so gut verpackt gewesen, daß es beim Fall nicht zerbrechen konnte; andernfalls hätte zum allgemeinen Leidwesen der Gottesdienst ausfallen müssen.

Zunächst wurde nun das kleine Glöckchen geläutet, das über der Kapellentüre angebracht war. Mit seinem Silberton sang es so fröhlich hinaus in die Morgenluft. Kloppte so an die Herzen der umwohnenden Christen und lud sie zum Gottesdienste. Was ist es doch so schönes um ein, wenn auch noch so kleines Glöckchen in der Mission. Es ist gleichsam die Seele des Kirchleins, die da

denen Kirchlein aus Lehm und Stroh. Dort lobeten die vielen Opfer auf dem Brandopferaltar; aber der Herr der Heerscharen sagte schließlich: „Ich habe kein Wohlgefallen mehr an euren Opfern.“ Ein neues Opfer sollte ja kommen. „Bei allen Völkern wird dem Herrn ein reines Speiseopfer dargebracht werden.“ Und dieses heilige Opfer vollzog sich hier vor einem Häuflein Neuchristen inmitten eines Landes, wo noch Unglauben und Heidentum herrscht. Lautlos lag jetzt die Gemeinde auf den Knien, während der Priester die heilige Hostie hoch erhoben hielt; das Glöcklein ertönte leise und alle schlugen voll heiliger Ehrfurcht an die Brust. Was muß doch in dem Herzen so eines schwarzen Neuchristen, das erfüllt ist von der Gnade Gottes, alles vorgehen, wenn er daran denkt, was er noch vor Jahren war und was



Auf der Missionsreise.

hinauseilt und die Christen zum Lobe Gottes zusammenruft. Und wenn oft wochenlang der Missionar abwesend ist und nicht kommen kann, dann muß das Glöckchen ihn vertreten; mit seiner hellen Stimme ruft es dann die Christen dreimal des Tages zum Gebete auf, als wenn es sagen wollte: „Sursum corda! Aufwärts die Herzen! Was droben ist, habet im Sinne, nicht was auf Erden!“ Bald sahen wir denn auch, — es war wirklich romantisch anzuschauen, — wie von allen Seiten ringsum Männer, Frauen und Kinder in ihren bunten Trachten von den Bergeshängen herniederstiegen und in der Kapelle sich einfanden. P. Sixtus begann sogleich mit dem Beicht hören, denn sehr viele von den Angekommenen wollten beichten und viele, die noch nüchtern waren, wollten auch noch kommunizieren. Gegen 10,30 Uhr begann dann die heilige Messe, bei welcher die Schwarzen mit großer Begeisterung Lieder in ihrer Muttersprache sangen.

Ein erhabener Augenblick war die heilige Wandlung. „Da stieg Gottes Herrlichkeit hernieder und erfüllte das Haus.“ Was war der alttestamentliche Tempel so arm- selig trotz seiner Augenbracht gegenüber diesem beschei-

er jetzt ist, wenn er sich an Gottes Großtaten erinnert.

Freudig ertönte es jetzt aus aller Munde: *El Nkhiziyo yom Sindisi* . . . (Erlöserherz, zu Dir wir eilen . . .).

Bei der heiligen Kommunion gingen sehr viele zum Tische des Herrn. Große Sammlung und Andacht sprach aus der ganzen Haltung derer, die das Gotteslamm genossen hatten.

Nach der heiligen Messe brachten die Anwesenden verschiedene kleine Opfer dar, der eine ein Schüsselchen voll Bohnen, ein anderer einige Maiskolben, wieder ein anderer ein kleines Geldstück; so sollen die Neuchristen allmählich daran gewöhnt werden, selbst für ihren Gottesdienst beizusteuern. Die Sachen selbst wurden hernach dem Katechisten, der mit seiner Familie in einem kleinen Häuschen neben der Kirche wohnte, übergeben.

Nach dem Gottesdienste fand Katechese statt für Alt und Jung. Darauf folgte dann eine große „Gerichtssitzung.“ Der Missionar setzte sich auf die Treppe an der Kapelle und Männer und Frauen traten nun nacheinander zu ihrem „Baba“, um da ihre verschiedenen Anliegen vorzubringen und all die verschiedenen Strei-

igkeiten schlichten zu lassen. Alle Fragen mußten da gelöst, alle Schwierigkeiten mußten da behoben werden. Alles löste sich schließlich zu jedermanns Zufriedenheit. Viele, die weiter hergekommen waren, verabschiedeten sich nun von ihrem Missionar, erbaten sich noch den heiligen Segen und kehrten dann nach Hause zurück.

P. Superior verwandelte sich nun aus einem Missionar in einen Koch, während wir ihm dabei tatkräftige Hilfe leisteten. Eine große eiserne Kiste, die in der Sakristei stand und in der verschiedene kirchliche Paramente etc. feuer- und diebstahlsicher aufbewahrt wurden, barg auch einen Spirituskochapparat mit dem nötigen Zubehör und verschiedene Packungen Tee und Kakao. Die Sache wurde nun in Betrieb gesetzt und bald hatten wir ein dampfendes Getränk bereitet. Eine Kaffernfrau brachte uns dann noch etwas Milch, aus den Satteltaschen holten wir Brot herbei und so war aller Not geholfen.

Es ging bereits gegen 1 Uhr, als wir zum Aufbruch rüsteten. Während wir die Pferde, die sich unterdessen auf der Weide gütlich getan hatten, wieder sattelten, versammelten sich all die noch anwesenden Christen nochmals um ihren Missionar, knieten nieder und baten um den heiligen Segen. Gleich darauf stiegen wir in den Sattel und verließen unter den Abschiedsrufen der Christen die Außenstation. Bei den Pferden bedurfte es jetzt keines Antreibens mehr; es ging ja — heimwärts. Wir waren aber noch nicht weit geritten, da trat uns ein Kaffernbursche entgegen und winkte mit der Hand. Wir hielten die Pferde an. Er teilte nun P. Sixtus mit, daß etwa eine Stunde von hier ein kleines Kind am Sterben liege und daß die Eltern wünschen, er möge kommen und es taufen. Mein Confrater und ich ritten nun allein nach Hause, während P. Sixtus noch den Abstecher machen mußte. Wegen des Weges zurück zur Missionsstation, meinte er, sollten wir uns keine Sorge machen; wir sollten einfach die Pferde gehen lassen, die würden sicherlich den kürzesten Weg nach Hause finden. So war es auch. Auf dem Heimwege sprangen die beiden Füllen auch wieder voran, allerdings nicht mehr in so munteren Sprüngen wie am Vormittage; sie schienen sehr ermüdet zu sein. Aber seltsam war es, zu beobachten, welch gutes Gedächtnis die Tiere haben; obwohl die beiden kleinen Tiere heute Morgen den Weg erst zum ersten Male gemacht hatten, so fanden sie jetzt doch sofort wieder den richtigen Weg. Es ging schon gegen Abend, als endlich in der Ferne der spitze Turm der Missionskirche auftauchte. Eben ertönte das Abeglöcklein, als wir in den Hof der Station hineinsprengten. Erst spät in der Nacht kam auch P. Sixtus, der unterdessen nochmals zu einem Kranken hatte reiten müssen.

Wirklich herrlich und schön ist das Missionsleben, wenn es auch manche Opfer verlangt. Erbauend ist es, den Eifer der Neuchristen zu sehen. Groß und erhebend ist der Gedanke, wie das Christentum tatsächlich wie ein Sauerteig arbeitet, indem es auch die so tief stehenden Völker Afrikas durchdringt und sie umgestaltet zu einem neuen Volke in Christus und seiner Kirche. Es ist wahrhaftig ein staunenswerthes Wunder, das da unsere Augen schauen, ein Erfolg, wie er nur bewirkt werden kann — durch das Walten der göttlichen Gnade.

## Aus der Kaffernschule.

Bekanntlich kommt bei Anfängern in den Schulen manch drollige Antwort vor; so ist es schon in Europa und in Afrika fehlt es bei den kleinen, oft recht schlauen Krausköpfchen auch nicht an solchen Fragen und Antworten. Die Ideen dieser kleinen und oft auch der großen Schwarzen beziehen sich allerdings vielfach auf den Magen und das inhama (Fleisch) spielt meist die größte Rolle.

In der Unterrichtsstunde, die von der Erschaffung der Welt handelte, fragte die Lehrerin ein junges Kaffernburschen: „Was ist das größte und vornehmste Geschöpf, das Gott der Herr erschaffen hat?“ Der kleine Junge war noch nicht lange aus dem tiefsten Heidentum heraus; er war daher noch sehr naiv, bemühte sich aber, in der Schule stets fleißig zu sein und prompt alle an ihn gestellten Fragen zu beantworten. So stand er denn auch jetzt gleich auf, warf seinen Wollkopf in den Nacken und mit einem triumphierenden Blicke sagte er zur Lehrerin: „Der Ochse; denn er hat viel Fleisch an sich und das ist sehr kummandi (gut) und fehlt auch auf keiner Hochzeit.“

Ein kleines Mädchen wird aufgefordert, irgend ein Tier zu nennen. Es steht auf und sagt: „Imfene.“ (Affe). „Wer weiß noch eines“, fragt die Lehrerin. Alles still; da meldet sich die Kleine wieder. „Brav Kind“, sagte die Lehrerin, „du bist ja geheimer, als alle anderen. Was kannst du mir noch für ein Tier nennen?“ „Tuti imfene.“ (Noch ein Affe).

Bei der Erzählung des ägyptischen Josef horchten die Kinder gar andächtig und mit offenem Aug und Mund zu. Als nun die Lehrerin zu der Stelle kam: und Pharao setzte ihn über sein ganzes Haus, da entstand unter den Schülern der ersten Bank, zwei kleinen, sonst recht klugen Burschen, eine merkwürdige Unruhe. Der eine schüttelte bedenklich sein schwarzes Krausköpfchen; schließlich streckte er den Finger; er wollte fragen. Die Lehrerin rief ihn auf. „Bitte“, pläzte der kleine Junge heraus, „sag uns erst, wie lange der Josef auf Pharao's Dach oben sitzen mußte und wie er ihn wieder herunter tat?“

Nach einem Beichtunterrichte, der gerade von den Sünden gegen das 8. Gebot handelte und bei dem auch von Verleumdungen die Rede war, kam ein Buben dem Missionar nachgelaufen und fragte ihn ganz kindlich: „Ich habe neulich unsern Hund verleumdet; muß ich das auch beichten?“ Der erstaunte Missionar, der sich eines Lächelns kaum erwehren konnte, fragte ihn, wie er dazu käme, den Hund zu verleumden. Da geriet das Burschen sichtlich in Verlegenheit, erzählte aber dessen ungeachtet ganz treuherzig seine indaba (Geschichte): „Meine Mutter hatte eine Kluckhenne mit 7 Küchlein. Eines davon blieb immer zurück, es hinkte. Da dachte ich mir, das wird bald kaput gehen, es ist besser, ich brate es mir sogleich am Feuerchen. Später aber fragte die Mutter, ob ich das 7. Küchlein nirgends gesehen hätte. Da sagte ich, der Hund hat es aufgefressen; denn es hinkte schon.“

Bei einer Rechenstunde fragte die Lehrerin den kleinen, kaum 6 Jahre alten Marianus: „Wie viel Orangen hast du, wenn ich dir zwei gebe und noch zwei dazu?“ „Genug“, war die Antwort. Das Buben blickte aber fortwährend erwartungsvoll zur Lehrerin auf. Auf die Frage nun, was er denn noch jagen wolle, schaute der kleine Marianus die Lehrerin voll Zuversicht an, hielt ihr beide Händchen entgegen und sagte „Ngipe infoia-